

Nr. 7.
Donnerstag,
den 23. Januar 1896.

Insertionsgebühren
Annoncenzeile oder deren
Raum 10 Pfg. Reklamezeile
der deren Raum 25 Pfg.

Erscheint jeden
Donnerstag und Sonntag.

Camener Zeitung

Volksfreund für Camen und Umgegend.

Expedition von A. Brombach in Camen.

Camen.
24. Jahrgang.

Abonnementspreis
für diese Zeitung mit der
wöchentlich erscheinenden
Illustr. Beilage „Der Zeit-
spiegel“ vierteljährlich
1 Mk. pränumerando.

Einzeln Nummer 10 Pfg

Die 25 jährige Jubelfeier der Begründung des deutschen Reiches.

Der Kaiser verlas bei der heutigen Feier des fünfundsiebzigjährigen Erinnerungstages der Begründung des deutschen Reiches im Weißen Saale des königlichen Schlosses nachstehende Thronrede:

Wir Wilhelm von Gottes Gnaden deutscher Kaiser, König von Preußen usw., thun kund und fügen hiermit zu wissen:

Nachdem fünfundsiebzig Jahre verflossen sind seit dem Tage, an welchem Unseres in Gott ruhenden Herrn Großvaters Majestät der einmütigen Aufforderung der deutschen Fürsten und Freien Städte und dem Wunsche der Nation entsprechend die deutsche Kaiserwürde angenommen hat, haben wir bei Gedächtnis dieses bedeutungsvollen Ereignisses freudlich zu begreifen, welches dem langen Sehnen des deutschen Volkes endliche und glänzende Erfüllung brachte und dem wieder errichteten Reich die Stellung schuf, die ihm nach seiner Geschichte und kulturellen Entwicklung inmitten der Völker des Erdkreises gebührt.

Wir haben dazu die Bevollmächtigten Unserer hohen Verbündeten und die Vertreter des Volkes sowie diejenigen Männer entsandt, welche in jener großen Zeit an dem Werke der Einigung der deutschen Stämme hervorragend mitgewirkt haben.

Umgeben von den Fahnen und Standarten ruhmvoller Regimenter, den Zeugen des Lobes und des Ruhms, die an jenem Tage den ersten deutschen Kaiser krönten, erinnern wir uns tief bewegten Herzens des erhebenden Bildes, welches das in seinen Fäden und seinen Wörtern gezeichnete Vaterland den Zeitgenossen bot.

Im Rückblick auf die verflossenen fünfundsiebzig Jahre fühlen wir uns zunächst gedrungen, Unserem demütigen Danke gegenüber der göttlichen Vorsehung Ausdruck zu geben, deren Segen sich auf dem Reiche und seinen Gliedern gerührt hat.

Das bei der Annahme der Kaiserwürde von Unseres unvergesslichen Herrn Großvaters Majestät abgegebene und von seinen Nachfolgern an der Krone übernommene Gelübdis, in deutscher Treue die Rechte des Reiches und seiner Glieder zu schützen, Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands zu stützen und die Kraft des Volkes zu stärken, ist mit Gottes Hilfe bis dahin erfüllt.

Von dem Bewußtsein getragen, daß es berufen sei, Niemandem zu Wehe und Niemandem zu Leide im Reiche der Völker seine Stimme zu Gunsten des Friedens zu erheben, hat das junge Reich sich ungeachtet dem Ausbau seiner inneren Einrichtungen überlassen können.

In freudiger Begeisterung über die heile Zukunft und die schwer errungene Einheit und Machtstellung, in festem Vertrauen auf die Führung des großen Kaisers und auf den Rat bewährter Staatsmänner, insbesondere seines Kanzlers des Fürsten von Bismarck, stellten sich die wertvollsten Kräfte der Nation rüchlos in den Dienst der gemeinsamen Arbeit. Verhältnissvoll und opferbereit beharrte das Reich seinen Willen, das Erworbene festzuhalten und zu sichern, die Schäden des wirtschaftlichen Lebens zu heilen und bahnbrechend den Weg zur Förderung der Zufriedenheit der verschiedenen Klassen der Bevölkerung voranzujagen.

Was in dieser Beziehung geschehen und geschaffen ist, dessen wollen wir uns freuen.

Neben der Ausbildung unserer Wehrkraft, welche zum Schutze der Unabhängigkeit des Vaterlandes auf der Höhe der Leistungsfähigkeit zu erhalten unsere Kaiserliche Pflicht ist, haben Gesetzgebung und Verwaltung in deutschen Ländern die Wohlfahrt auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens und der wirtschaftlichen Tätigkeit zu pflegen sich angelegen sein lassen.

Freie Bahn für die Entfaltung der geistigen und materiellen Kräfte der Nation, Gehung des durch diese Entfaltung bedingten Wohlstandes, Herstellung einheitlichen Rechts, Sicherung unparteiischer richterlicher Entscheidung, Pflege und Erziehung der Jugend zu Gottesfurcht und Treue gegen das Vaterland, das sind die Ziele, welche das Reich unablässig erstrebt hat.

So wertvoll aber die bisher erreichten Erfolge auch sein mögen, nicht mühen wir uns bei der Fortsetzung des uns vorbestimmten Weges. Der weitere Ausbau der Reichseinrichtungen, die Festigung des Bundes, welches die deutschen Stämme umschließt, die notwendige Abwehr der mancherlei Gefahren, denen wir ausgesetzt sind, erfordert neben den Ansprüchen einer schnell voranschreitenden Entwicklung aller Zweige

menschenlicher Tätigkeit dauernd unsere rastlose und hingebende Arbeit.

Wie Wir selbst von Neuem geloben, dem Vorbild Unseres in Gott ruhenden Herrn Großvaters in treuer Pflichterfüllung nachzueifern, so richten Wir an alle Glieder des Volkes Unsere Kaiserliche Aufforderung unter Hintansetzung trennender Parteintressen mit uns und Unseren hohen Verbündeten die Wohlfahrt des Reiches im Auge zu behalten, mit deutscher Treue sich in den Dienst des Ganzen zu stellen, um so in gemeinsamer Arbeit die Größe und das Glück des geliebten Vaterlandes zu fördern.

Geschieht dies, so wird, das hoffen Wir zuversichtlich, auch ferner der Segen des Himmels uns nicht fehlen, dann werden wir, wie in jener großen Zeit, geeint und fest allen Angriffen auf unsere Unabhängigkeit begegnen und ungeachtet der Pflege unserer eigenen Interessen uns hingeben können.

Das deutsche Reich aber wird, weit entfernt davon, eine Gefahr für andere Staaten zu sein, begleitet von der Achtung und dem Vertrauen der Völker, noch wie vor eine starke Stütze des Friedens bleiben.

Daß dem so sei, das wolle Gott!

Gegeben Berlin im Schloß, den 18. Jan. 1896.

(L. S.) Wilhelm.

Fürst zu Hohenlohe.

Nach Verlesung des Dokuments ergriff der Kaiser die Fahne des ersten Garderegiments, senkte sie, und die Fingerringe auf sie legend, sprach er mit vibrierender Stimme die Worte:

„Auf diesem Feldzeichen, von dem eine dreihundertjährige ruhmvolle Vergangenheit der Hohenzollern herabschaut, erneuere ich das Gelübdis, für das Reich und des Landes Ehre und Wohlfahrt einzustehen, sowohl nach außen als nach innen. Ein Reich, ein Volk, ein Gott!“

Dieser Schwur, aus dem Rahmen des Üblichen und halbwegs Erwarteten so weit herausstreichend, war jedenfalls der Höhepunkt der Feier.

Freilich, die Momente konnten nicht wiederkommen, wie sie vor 25 Jahren zu Versailles und im Schloß sich abgespielt. Wie rollende Donner kamen damals die Jubelstürme von den Wänden zurück, und Nahrung Begeisterung zitterte in Aller Augen. Aber man darf es dem heutigen Tage nachsagen, daß selten oder nie ein großer Staatsakt so geschickt, so kunstvollständig vorbereitet, so wirkungsvoll durchgeführt wurde wie der heutige.

Und als sich nach dem Abgang des Kaisers die Versammlung langsam auflöste, verließ wohl Keiner den weißen Saal, wenn nicht gehobenen Herzens und mit gesteigelter Zuerst in die Zukunft des vor fünfundsiebzig Jahren gegründeten Reiches.

Die Worte aber, welche der Kaiser gesprochen, werden den mächtigsten Wiederhall im ganzen deutschen Reiche und weit über dessen Grenze hinaus erwecken.

Deutschland.

— Der Trinkspruch des Kaisers bei dem am Sonnabend im Weißen Saale des königlichen Schlosses stattgehabten Bankett hatte folgenden Wortlaut:

„Der heutige Tag, ein Tag dankbaren Rückblicks, wie das ganze Jahr in allen seinen Feiern, ist eine einzige große Dankesfeier und Gedenkfeier für den hochseligen großen Kaiser. Ueber dem heutigen Tage ruht der Segen, schwebt der Geist dessen, der in Charlottenburg, und dessen, der in der Friedenskirche gebetet ist. Was unsere Väter erhofften, was die deutsche Jugend träumend gegungen und gewünscht hat, ihnen, den beiden Kaisern, ist es vergönnt gewesen, das Deutsche Reich mit den Fürsten sich zu erkämpfen und wiederherzustellen. Wir dürfen dankbar die Vorteile genießen; wir dürfen uns des heutigen Tages freuen. Damit geht auf uns jedoch die ernste Pflicht über, auch das zu erhalten, was die hohen Herren uns erkämpft haben. Aus dem Deutschen Reiche ist

ein Weltreich geworden. Ueberall in fernen Teilen der Erde wohnen Tausende unserer Landsleute. Deutsche Güter, deutsches Wissen, deutsche Betriebsamkeit gehen über den Ozean. Nach Tausenden von Millionen bejahen sich die Werte, die Deutschland auf der See fahren. An Sie, meine Herren, tritt die meiste Pflicht heran, mir zu helfen, dieses größere Deutsche Reich auch fest an unser heimisches zu gliedern.

Das Gelübdis, was ich heute vor Ihnen ablegte, es kann nur Wahrheit werden, wenn Ihre, von einheitlichem patriotischen Geiste beseelte, volle Unterstützung mir zu teil wird. Mit diesem Wunsche, daß Sie in vollster Einigkeit mir helfen werden, meine Pflicht nicht nur meinen engeren Landsleuten, sondern auch den vielen Tausenden von Landsleuten im Auslande gegenüber zu erfüllen, das heißt, daß ich sie schützen werde, wenn ich es muß, und mit der Mahnung, die an uns alle geht: „Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!“ erhebe ich mein Glas auf unser geliebtes deutsches Vaterland und rufe: „Das Deutsche Reich hoch! — und nochmals hoch! und zum dritten Male hoch!“

— (Amnestie-Erlaß des Kaisers.) Der „Reichsanzeiger“ veröffentlicht am 18. Januar in einer Sonderausgabe einen Amnestie-Erlaß des Kaisers. Durch diesen Erlaß werden alle bis zum 18. Januar erkannten Geldstrafen bis zu 150 Mk., ferner alle Freiheitsstrafen bis zu 6 Wochen und endlich sämtliche wegen Majestätsbeleidigung erkannten Strafen im Gnadenwege erlassen.

— (Wilhelms-Orden.) Ein weiterer kaiserlicher Erlaß verkündet die heute erfolgte Stiftung eines neuen Ordens, des Wilhelms-Ordens, welcher an Frauen und Jungfrauen, die sich um die Gebung der sozialen Lage des Volkes verdient gemacht haben, verliehen werden soll.

Dieser Orden ist heute an die Kaiserin, ferner an die Frau v. Stumm, an die Gräfin Herbert Bismarck und an Frau Minister Riquel verliehen worden.

Auch in anderen Bundesstaaten sind Gnaden-Erlasse publiziert.

— Ein Gnaden-Erlaß an Militärpersonen, welcher durch das am 18. Januar erscheinende „Armee-Verordnungs-Blatt“ bekannt gemacht werden sollte, wurde bereits vorzeitig am Freitag durch den sog. „Vorwärts“ veröffentlicht.

Wegen der groben Indiskretion, durch welche der militärische Amnestieerlaß dem „Vorwärts“ zugänglich geworden ist, hat, wie es heißt, der Kriegsminister sofort eine strenge Untersuchung eingeleitet. Die Untersuchung wird sich besonders gegen die Angestellten der Druckerei richten, in welcher das „Armee-Verordnungs-Blatt“ gedruckt wird.

— Der Kaiser fuhr am Sonnabend in früher Morgens nach Charlottenburg hinaus und legte einen großen, aus grünen und silbernen Lorbeerblättern und gleichen Früchten gewundenen Kranz mit langer weißer Atlaschleife, auf die außer dem W mit der Krone in Gold noch die Jahreszahlen 1871—96 aufgedruckt waren, auf den Sarg Kaiser Wilhelm I. nieder.

— Der Kaiser sprach dem Fürsten Bismarck am heutigen Tage in einem sehr gnädigen Handschreiben den Allerhöchsten Dank für seine Verdienste um die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches aus und teilte demselben zugleich den Beschluß mit, zur bleibenden Erinnerung an sein unvergessliches Wirken für Kaiser und Reich das Bildnis des Fürsten in ganzer Figur in Lebensgröße malen zu lassen.

Charaktere liehe ich. Ich bin überzeugt, daß Ihre Cousine sehr glücklich mit ihm werden wird und das wünsche ich ihr.

„Auch mir ist es lieb, daß Sie jetzt in Ihrem Verlobten einen kräftigen Mann finden, denn der Kapitän scheint mir nicht der Mann zu sein, der sich durch irgend was einschüchtern läßt, er wird ihr Recht durchzusetzen wissen.“

Das wünsche ich ihr von Herzen“, versicherte Zadek. „Ich hätte mich ihr gern anvertraut, allein ich durfte es nicht, es würde mir ein Vergnügen wahr haben, ihre gerechten Ansprüche gleich mit durchzusetzen, das ging leider nicht. Wissen Sie, welcher entsetzliche Verdacht in dem Kopfe des Kapitäns aufgetaucht war? Ich glaube wahrhaftig, der Mann hat ihn noch nicht aufgegeben.“

Abolf antwortete nicht; er blickte ihn indessen fragend an.

„Er glaubte, ich habe dem jungen Fräulein die Papiere entwendet und vernichtet können Sie sich eine solche Thorheit vorstellen?“

Der selbe Verdacht war auch in Abolf aufgestiegen. „Wie war er zu der Vermutung gekommen?“ fragte er.

„Durch einen andern Verdacht, der noch thörichter war“, gab Zadek lachend zur Antwort. „Er wähnte, ich sei auf ihn eifersüchtig. Ich in meinen Jahren. Und ich hätte so thöricht handeln und meine eigene Aufgabe erschweren sollen!“

„In wiefern?“

„Leuchtet Ihnen das nicht ein? Fräulein Edith wird doch selbstverständlich ihre gerechten Ansprüche nicht aufgeben, sie wird sich die so rätselhaft ver-

schwindenden Papiere wiederbeschaffen, darüber werden Wochen hingehen, die hiesige Behörde wird in Folge dessen die Entscheidung in der Erbschaftsangelegenheit hinausschieben, ich bin genötigt, so lange hier zu bleiben und doch würde mir nichts lieber sein, als wenn bereits morgen alles erledigt würde und ich zurückkehren könnte. Ich bin, wie Sie wissen, Advokat und jedes Geschäft leidet, wenn der Chef des Hauses längere Zeit fort ist. Hätte ich diese Verzögerung voraussehen können, so würde ich den Auftrag Ihrer Verwandten wahrscheinlich nicht angenommen haben. Jetzt muß ich mich natürlich in das Unvermeidliche fügen, Sie werden aber begreifen, weshalb ich wünsche, daß wir Hand in Hand gehen, denn auch Ihnen wird es lieb sein, so bald als möglich zurückkehren zu können.“

„Gewiß“, versicherte Abolf, der den Worten des Advokaten Glauben schenkte, denn daß die Erbschaftsangelegenheit durch das Verschwinden der Papiere Ediths verzögert wurde, lag zu deutlich auf der Hand. Der Gedanke, daß er Zadek mit seinem Verdachte Unrecht gethan habe, stimmte ihn sogar freundlicher gegen den Mann.

„Wollen Sie mir nur noch eine Frage gestatten?“ fragte der Advokat. „Aber bitte, beantworten Sie mir dieselbe ganz offen. Wasgab nahmen Sie den Brief nicht an, als jener Fremde auf das Schiff kam und Ihren Namen rief?“

„Weil ich meinen Namen nicht verraten wollte und keinen Brief erwartete“, gab Abolf zur Antwort.

„Wußten Sie, was der Brief enthielt?“

(Fortsetzung folgt.)

Die Millionenerbschaft.

Roman von Friedrich Friedrich.

(45. Fortsetzung.)

„Bestimmt wußten Sie es doch wohl nicht, sonst würden Sie nicht verschiedene Versuche gemacht haben, mir meinen Namen zu entlocken“, entgegnete Abolf.

„Ich?“ fragte Zadek ganz erstaunt.

„Gewiß! Ist es Ihnen entfallen, daß Sie eines Tages auf dem Schiffe leise an mich herantraten und mehrmals den Namen „Lambrecht“ riefen? Sie hofften, daß ich auf den gewohnten Klang hören werde.“

„Ja, ja!“ rief Zadek. „Ich entsinne mich. Es ist eigentlich köstlich, daß zwei Männer, die dasselbe Ziel zu erreichen suchten, einander ausweichen. Ich hoffe, von jetzt ab werden wir Hand in Hand gehen, denn ich habe von Ihrem Gerechtigkeitsfinne eine zu gute Meinung, als daß Sie die Ansprüche Ihrer Tante nicht gern anerkennen würden.“

„Sie vermuten ganz richtig“, gab Abolf zur Antwort. „Auf meine Anerkennung kommt es in diesem Falle wohl nicht an, denn dieselbe steht nur dem Gerichte zu, ich kann Ihnen inessen auch die Versicherung geben, daß ich meiner Verwandten, ob schon ich sie nicht kenne, den Anteil an der Erbschaft in keiner Weise mißgönne.“

„Das meinte ich — das meinte ich!“ fiel Zadek ein. „Daß ich mich über ihre gute Aussicht freue, brauche ich Ihnen wohl kaum zu sagen, denn ein persönliches Interesse habe ich bei dieser Angelegenheit nicht. Doch Sie erlauben wohl, daß ich Sie eine

kurze Strecke begleite; es ist für mich eine Freude, in dieser Stadt einen Landsmann gefunden zu haben. Lassen Sie uns Freundschaft schließen. Wo wohnen Sie?“

Abolf stellte Strauß als seinen Wirt vor.

„Ah, es freut mich, Sie kennen zu lernen“, fuhr Zadek in der geschmeichelten und freundlichsten Weise fort. „Nehmen Sie sich meines jungen Freundes nur recht warm an, er hat das Herz zwar auf der Stelle, wo der Mann es haben muß, aber inessen zum ersten Male in das Leben tritt, kennt das Leben doch nur wenig und ich glaube, hier in Amerika muß man auf seiner Hut sein.“

„Gewiß“, versicherte Strauß kurz und ernst. „Sien Sie inessen ohne Sorge, was in meinen Kräften steht, werde ich für Herrn Lambrecht thun und etwas kenne ich die hiesigen Verhältnisse.“

„Sie sind schon lange hier?“ fragte Zadek.

„Schon sehr lang.“

„Es thut mir leid, daß ich Sie nicht früher gekannt habe“, um sofort zu Ihnen ziehen zu können“, sprach Zadek. „Nun, hoffentlich ist in Ihrem Hause noch ein Platz für mich.“

„Das bedauere ich, allein in meinem Hause ist alles besetzt“, gab Strauß zur Antwort, ob schon dies nicht der Fall war.

„Haben Sie sich denn dem Fräulein Edith nicht zu erkennen gegeben?“ wandte Zadek sich an Abolf.

„Nein“, gab dieser zur Antwort.

„Ich hoffe Sie wird mit ihrem Verlobten bald hierher kommen“, fuhr der Advokat fort. „Ich freue mich, den Kapitän wiederzusehen, denn derselbe ist ein prächtiger Charakter, gerade und offen und solche

geklündigt, am 18. Januar im Reichstage eingebracht
bracht werden.

Interessant ist, daß einer der hervorragendsten
Gegner des bürgerlichen Gesetzbuches, der bekannte
Berliner Jurist Professor Dr. Dernburg, jetzt
seinen bisherigen scharfen Standpunkt wesentlich
geändert hat. Noch im vorigen Frühjahr war
Dernburg im Herrenhause mit Entschiedenheit
gegen die Erhebung des Entwurfs zum nationalen
Gesetzbuch aufgetreten, weil dieser Entwurf ihm von
seinem Ideal, „einem auf volkstümlicher Grundlage
ruhenden klaren und lebendigen Rechte“ allzuweit
entfernt schien. Jetzt, wo der Entwurf von den
Regierungen unverändert angenommen, also der Weg,
auf dem die Reichseinheit für Deutschland gewonnen
werden soll, unausweichlich bestimmt ist, steht Dern-
burg von seinem grundsätzlichen Widerspruch ab. In
der Rede zu einer solchen erschienenen kleinen Arbeit
über das bürgerliche Gesetzbuch sagt er:

„Die Lichtseiten des gewaltigen Ereignisses,
welches sich vorbereitet, treten in den Vorder-
grund. Nicht länger wird in Deutschland fremdes
Recht in seiner Urform gelten. Dasselbe Recht dient
dem Verkehr im ganzen Bereich aller deutschen Lande,
gibt dem deutschen wirtschaftlichen Leben dieselbe
Richtung und bestimmt die Anschauungen der Gesamt-
nation in einheitlicher Weise. Wer könnte sich dem
Zauber dieses Wortes verschließen: ein Kaiser,
ein Reich, ein Recht! Mag die Reichseinheit,
der Mangel des Gesetzbuchs ungeachtet, dem deutschen
Patriotismus neue Flügel geben, der
deutschen Rechtsprechung frisches Leben einhauchen
und die deutsche Rechtswissenschaft befruchten!“

Die „Post“ 31g. bemerkt zu dieser Erklärung
Dernburgs: Die Flamme der Begeisterung, welche
Dernburg für das Ideal der deutschen Reichseinheit
von neuem entfacht, möge weithin ihr Licht werfen
in die dunklen Kreise der Opposition, die großent-
sächlich fern stehen wollen bei der Krönung der deutschen
Einheit durch ein gemeinsames Recht. Das Recht,
auf Verbesserung des Entwurfs auch fernerweit bedacht
zu sein, das Dernburg für sich in Anspruch nimmt,
bleibt ja jedem Berufenen unbenommen; aber die
grundsätzliche Negation ist nicht mehr zeitgemäß.“

Die Reichstags-Zubehörfest bespricht nun auch
die „Times“, das Londoner Weltblatt, in einer der eng-
lischen Presse würdigen Weise. Das Blatt erkennt
uneingeschränkt die Großthaten an, welche zur Gründung
des Reiches führten, und schreibt: „Die Differenzen,
welche England mit Deutschland haben mag, können
England nicht abhalten, Deutschlands Vor-
zügen den Tribut der Bewunderung zu zollen.
Zweifelloso werden dieselben edlen Eigenschaften von
Herrn, Hand und Gemüt, die das geeinigste Deutsch-
land aus dem Chaos der wüsten Fürstentümer ent-
stehen ließen, ihm auch helfen, alle Schwierigkeiten zu
überwinden, welche aus seiner neuen Stellung erwachsen.
Deutschland hat während der vergangenen 25 Jahre
seinen hervorragenden Platz in der Welt
würdig behauptet. Des Kaisers Behauptung,
Deutschland sei ein Bollwerk des Friedens ge-
wesen, ist keine eitle Prahlerei.“ Mit Rücksicht
auf die Ausrückung des Kaisers, betreffend das deutsche
Weltreich, bemerkt die „Times“, daß, so lange die
Gründung eines solchen in grader Weise und mit
Rücksicht auf die Rechte Anderer verfolgt werde,
Deutschland auf den guten Willen und die Freun-
dschaft des englischen Volkes rechnen könne. Das
Blatt schließt seinen Artikel mit den Worten: „Wir
blicken auf Deutschland und seinen großen Ri-
valen, welches sich so wunderbar nach seiner großen
Niederlage erhoben hat, mit gleichen Gefühlen,
so lange keiner von beiden uns bedroht.“

— (Eine Erinnerung an 1870/71.) Wie
Herr v. Bismarck in seinem Buche über Bismarck
schreibt, teilte Fürst Bismarck dem nationalliberalen
Abgeordneten Zeit (demselben, der die bekannten

„Kriegserinnerungen“ geschrieben hat) einst folgendes
mit:

„Zur Annahme der Kaiserwürde konnte ich an-
fänglich meinen alten Herrn (gemeint ist der im
Jahre 1888 gestorbene Kaiser Wilhelm) schwer be-
wegen; er war geneigt, sie mehr wie eine höhere
Beamtenstellung aufzufassen. Als Kaiser, sagte er,
muß ich thun, was die andern wollen, als König
bin ich Herr. Als König bin ich geboren, was ich
dadurch habe, weiß ich; was ich aber als Kaiser
habe, weiß ich nicht. Es ging ihm, wie einem
jungen Leutnant aus altem Hause: er läßt sich lieber
Herr Graf als Herr Leutnant nennen.“

— (Eine denkwürdige Reichstags-Sitzung.)
Den Freitag vor Woche wird man in der deutschen
Volksvertretung als einen großen bezeichnen; denn
an diesem Tage wurde dem Reichstage der Entwurf
des bürgerlichen Gesetzbuches, während man
über den Antrag Kanitz debattierte, vorgelegt, an dessen
Fertigstellung nun schon zwei Jahrzehnte gearbeitet
worden ist. Es entspricht nur der Bedeutung der
Vorlage, wenn sie in feierlicherer Form eingebracht
wurde, als sonst üblich ist. Mehr Minuten vor drei
Uhr war es, als der Präsident v. Bülow „mit Ge-
nehmigung des Reichstages“ die Beratung des auf
der Tagesordnung stehenden Antrages Kanitz unter-
brechend, dem Reichstagskanzler Fürsten Hohenlohe
das Wort zu einer geschäftlichen Mitteilung erteilte.
Mit lautloser Stille lauschten die Abgeordneten und
das Publikum auf den Erbküchen seinen Worten und
mit um so größerer Spannung sah man seiner Er-
klärung entgegen, da niemand außer dem Präsidenten
vorher wußte, was ihr Inhalt sein würde. Der
Fürst Hohenlohe betonte, daß die jetzige Zeit der
Erörterung an die Gründung des deutschen Reiches
besonders geeignet sei, an die parlamentarische Beratung
des bürgerlichen Gesetzbuchs heranzutreten. Er nannte
den Tag den Geburtstag des gemeinsamen
deutschen Rechtes, den er dem Geburtstag des
deutschen Reiches vor 25 Jahren gegenüberstellte.

Die Erinnerung an die Zeit, in der der Gedanke
eines bürgerlichen Gesetzbuchs zuerst feste Formen
annahm, führt einem so recht die Wandelbarkeit der
Zeiten zu Gemüte. Damals wurde in den deutschen
Parlamenten um ideale Güter gekämpft, es wurden
Gefühle und Anträge beraten, die das Wohl des
Ganzen, nicht einzelner Teile fördern sollten, während
in der Gegenwart die leidige Interessenpolitik auf
der Tagesordnung steht.

Zunächst erklärte Fürst Hohenlohe, daß die
Voten gegen den Antrag Kanitz stimmen würden.
Dann erhob sich Herr v. Bennigsen, um eine
große Rede dagegen zu halten. Obwohl er die agra-
rische Agitation scharf geüßelt hatte, nahmen die
Freunde des Antrages seine Ausführungen mit Ruhe
hin, während der preussische Landwirtschafts-
minister Freiherr v. Hammerstein-Boitzen
fiel namentlich durch den Schluß seiner Rede in beben-
dende Erregung verfiel. Hierauf verlas Freiherr
v. Mantuffel eine Erklärung im Namen der
konservativen Partei, die der Entrüstung derselben
über das Auftreten des Ministers Ausdruck geben
sollte.

Damit war augenscheinlich das Interesse an dem
Gegenstande erschöpft. Nachdem noch Herr v. Kar-
dorff und Eugen Richter gesprochen, wurde die
Debatte geschlossen und Herr Liebermann v.
Sonnenberg das Schlußwort erteilt. Am Ende
seiner Rede entstand ein fürchterlicher Lärm, als er
den Versuch machte, das heutige Reichstagsplaudern
mit dem Antrage Kanitz zu verquiden, weil der große
„Einfelder im Sachsenwalde“ ein Freund desselben
sei. Dann wurde in namentlicher Abtötung der An-
trag Kanitz mit 219 gegen 97 Stimmen abgelehnt.

— Der Antrag Kanitz abgelehnt! Mit
219 gegen 97 Stimmen ist, wie aus Vorstehen-
dem ersichtlich, am Freitag der Antrag Kanitz

abgelehnt worden. Das Ereignis des Tages
war die Rede des Landwirtschaftsministers
Freiherrn v. Hammerstein, der den Konser-
vativen zurief:

„Machen Sie ein Ende mit der Sache. (Bärmende,
höhnende Zuneigung und bei den Antifemiten.) Ich
appelliere an Ihren Patriotismus. Denn eine
Forderung, wie Sie sie hier stellen, ist
geradezu gemeingefährlich. (Großer Lärm
rechts. Beifall links.) In einer Zeit, wie der jetzigen,
wo doch schon sozialer Zündstoff genug vorhanden ist,
sollte man sich wahrhaftig davor hüten, daß gerade von
so genannter konservativer Seite (großer Lärm
rechts) gegen die Regierung gehegt und noch
mehr Zündstoff in die Massen geworfen
wird. (Beifall links, Widerspruch rechts.) Wer Wind
sät, wird Sturm ernten. Es mag ja sein, daß das
eine oder andere Wort verlesen gewesen ist, es lag
aber in der Sache und war nicht persönlich, und ich
habe es als preussischer Minister und als Patriot für
meine Pflicht gehalten, Ihnen über meine Stellung
vollständige Klarheit zu geben.“

Eines solchen Beifalls, wie er gestern dem Land-
wirtschaftsminister von den Linken zuteil geworden,
hat sich in Preußen ein Vorgänger des Freiherrn
von Hammerstein wohl noch nie erfreut. Noch merkwür-
diger waren das anhaltende Zischen und der un-
erhörte Lärm unter den Konservativen. Der Schlag
kam den Agrariern doch zu früh. Der preussische
Landwirtschaftsminister galt ihnen als Stab und
Stütze, von ihm erwarteten sie die Führung ihrer
Sache und nun ließ er sie im Stich!

— Der Reichstag erteilte am Montag dem
Präsidenten die Genehmigung, Sr. Majestät dem
Kaiser zum Geburtstag die Glückwünsche des Hauses
darzubringen, und begann sodann die zweite Lesung
des Reichshaushaltsetats mit dem Etat
der Post- und Telegraphenverwaltung.

Beim Titel „Staatssekretär“ begründete der
Berichterstatter Abg. Büttner (nl.) die von der
Kommission beschlossene Resolution, den Beschluß
zu wiederholen, daß die Annahme und Befestigung ge-
wöhnlicher Patente an Sonn- und Festtagen mit
Ausnahme der Weihnachtszeit beschränkt werden möge.

Der Staatssekretär von Stephan schilderte in
kurzen Zügen den Aufschwung, den das Post-
und Telegraphenwesen in den letzten 25 Jahren ge-
nommen. Die Zahl der Postanstalten hat sich von
4520 auf 28,263, die der Telegraphenanstalten von
1078 auf 17,800 erhöht. Telefonanstalten haben
wir jetzt 8441. Die Telegraphenleitungen umfassen
606,600 Kilometer gegen 81,800 im Jahre 1870.
Von Berlin könne man jetzt nach 200 Orten sprechen.
Ueberhaupt sei die Entwicklung des Fernsprechwesens
bei uns am günstigsten. Der Staatssekretär erinnerte
an die Fürsorge der Verwaltung für ihre
Beamten, die er unter anderem damit belegte, daß
ein Postwalter 225 Pfund und seine Frau 175
Pfund wiege (Heiterkeit), und sprach zum Schluß die
Hoffnung aus, daß die Entwicklung seiner Verwaltung
in gleicher Weise fortschreiten werde zur Ehre des
deutschen Namens auf dem Boden des Weltverkehrs.

Dem gegenüber führte der Abg. Singer (soz.)
aus, daß in der Postverwaltung der Geist des
Bürokratismus und Despotismus herrsche,
was er mit verschiedenen Beispielen zu belegen suchte.
Er forderte Gehaltsaufbesserungen für die
„hohlwangigen, überarbeiteten Gestalten“, größere
Sonntagsruhe, bessere Behandlung der Unterbeamten.

Nebher bringt die Frage auf die Postassistenten
und die Verwendung von Soldaten bei Befestigung der
Weihnachtspakete zur Sprache. Er schließt mit der
Erklärung, daß der Reichstag sich nicht nur über die
Erfolge der Postverwaltung zu freuen habe, sondern
ihm die höhere Pflicht obliege, für die Verbesserung
des Lebens der Tausende und Abertausende von Post-
proletariaten zu sorgen.

Abg. Schäbler (Ztr.) befürwortet die Resolution
und außerdem die Einschränkung des Schalterdienstes
an hohen Sonn- und Festtagen.

Abg. Lingers (Ztr.) beantragt, daß in über-
wiegend katholischen Bezirken an den Tagen Aller-
heiligen und Frohnleichnam den Postbeamten dieselbe
Ruhe gewährt werde, wie am Sonntag. Abg. Werner
(bischof. Rep.) beklagt die Maßregelungen des
Assistentenverbandes. Abg. Frhr. v. Stumm (Reichsp.)
betont, daß man bei den Wünschen betreffs der Sonntags-
ruhe auf die Finanzverhältnisse des Reiches Rück-
sicht nehmen möge. Auf die von mehreren Rednern
vorgebrachten Wünsche nach Herabsetzung des Stadt-
posttarifs für Berlin, der Herabsetzung der Gewichts-
grenze für einfache Briefe und der Herabsetzung der
Telephongebühren erwirbt der Staatssekretär Graf
Potsdamowsky, daß diese Vorschläge einen Ein-
nahmeausfall von 15 Millionen Mark bedeuteten,
und daß die verbundenen Regierungen bezüglich der
Einnahmen aus der Postverwaltung keine Zugeständnisse
machen könnten, solange ihnen nicht andere Einnahme-
quellen eröffnet würden. Ueber den Postzeitungsstarif
seien Verhandlungen im Gange. Abg. v. Jazdzewski
(Vole) befürwortet den Antrag Lingers. Unterstaats-
sekretär im Reichspostamt Fischer teilt mit, daß
dem Antrage Lingers schon bereits teilweise entsprochen
werde, und betont, daß die von den Abgg. Singer
und Werner erhobenen Vorwürfe ungerichtet seien.
Abg. Gize (Ztr.) bemerkt, er habe nicht die Er-
fassung gemacht, daß die Patetbeförderungen am
Sonntag abgenommen hätten.

— Oberstaatsanwalt Hamm in Köln ist
zum Ober-Reichsanwalt beim Reichsgericht in
Leipzig ernannt worden. Sein Vorgänger war der
vor kurzem verstorbene Oberstaatsanwalt v. Tessenborn.

— Sozialist, das Organ der Berliner An-
archisten, ist am Freitag Abend polizeilich beschlag-
nahmt worden. Veranlassung dazu soll der Zeit-
artikel des Blattes, der sich mit der Feier des 18.
Januar beschäftigt, gegeben haben.

— (Erpressungsanfrage.) Die für Sonn-
abend früh in Leipzig angelegte Strafkammerverhand-
lung gegen den Rechtsanwalt Friedrich und
dessen Bureaugehilfen wegen Erpressung bew.
Beihilfe hierzu wurde auf unbestimmte Zeit vertagt.
Friedrich soll bekanntlich von dem Diebhaber seiner
Frau unter Vorhaltung eines Medolbers größere Geld-
summen erpreßt haben.

— (Landgerichtsdirektor Brausewetter.)
Landgerichtsdirektor Brausewetter ist am Sonnabend
in der Herberhellaufst des Dr. Schollins, in welche
er erst am 7. d. M. gebracht worden war, plötzlich
gestorben. Bekanntlich ging der Ueberführung des
erkrankten Richters in die genannte Anstalt ein Vor-
gang voran, der großes Aufsehen erregte. Land-
gerichtsdirektor Brausewetter war in seinem Zimmer
in dem Dr. Snaud'schen Sanatorium mit einer
Wunde an der Handwurzel aufgefunden worden, die
man als von einem Selbstmordversuch herührend
betrachtete. Ob diese Ansicht zutreffend war,
oder ob der Patient schon damals nicht mehr
Herr seiner Handlungen war und sich die Wunde in
einem ähnlichen Anfall wie der, dem er jetzt erlegen
ist, beigebracht hat, lassen wir dahingestellt sein. Jeden-
falls hat sich sein Befinden in den letzten Tagen
wieder rapid verschlechtert, es trat hohes Fieber
ein, und schließlich erfolgte der Tod in einem Zu-
stande, den der Arzt als Delirium acutum bezeichnet.
Von ärztlicher Seite wird uns versichert, daß die
Probomaler'schen Meinungen der Erkrankung Brausewetters
sehr weit zurückliegen müßten und daß aus diesem
Grunde es für den Mediziner keinem Zweifel unter-
liege, daß er schon seit geraumer Zeit für sein
Thun und Lassen nicht voll verant-
wortlich zu machen sei. Brausewetter war der
bekannteste und gefürchtetste Richter des modernen
Berlin: die Mithrasprozesse machten seinen Namen

Der Krieg von 1870/71.

Zusammenstellungen von Nachrichten aus Deutschlands
großer Zeit.

19. Januar 1871.

Früher hieß es täglich: „Vor Paris nicht Neues!
Pöbelspektakel!“; jetzt heißt es täglich: Es wird fortge-
schossen! Es ist nach allen Beschreibungen, als wenn
der Donner des Himmels den ganzen Tag und die
Nacht hindurch rollte. Mollte ist jetzt mehr zu sehen
als irgend früher; denn er beschäftigt täglich die Batterien
und prüft die Fortschritte, welche die Beschießung
macht. Die Pariser Forts erwidern das Feuer schwächer
als man erwartete; dagegen brennt das Feuer der
Zweittrakt in der Stadt. Die tollsten Gerichte laufen
um, sie behaupten sogar Trochu habe den Plan der
Ausfälle an die Preußen verkauft. Und dagegen muß
sich Trochu öffentlich verteidigen! Es scheint Eifer-
sucht unter den Generalen zu die Ruten schütteln Del
ins Feuer. — Von dem Pariser Brot heißt es, es
bestehe aus 60 Proz. Reis und Hafer.

Noupi, 19. Januar. Nord-Armee vor St. Quentin
in heftigstem Kampfe gefochten. Bis jetzt über
4000 verwundete Gefangene und 2 Geschütze.

20. Januar 1871.

Auf dem Schlachtfelde vor dem Mont Valerien
am 19. Jan. fanden die deutschen Soldaten viele ge-
fallene Nationalgardisten mit prächtigen Panzerhemden
und Panzerbeinkleidern. Die Panzer waren von
Granatplittern zertrümmert und von den Zündnadeln durch-
bohrt. Andere Nationalgardisten trugen auf
Brust und Rücken dicke wollene Lappen, die letzten
Stiebs- und Angstschreien ihrer Frauen und Kinder.
St. Quentin, 20. Januar. Erste Armee hat
gestern einen glänzenden Sieg bei St. Quentin er-
fochten. St. Quentin am Abend besetzt, nachdem der
Bahnhof mit Sturm genommen. Mehrfache glückliche
Kavallerie-Angriffe, 6 Geschütze und etwa 10 000 un-
verwundete Gefangene genommen. Ueberall Zeichen
der größten Auflösung der feindlichen Armee. Unter
Verlust noch nicht festgestellt, der der Franzosen viel
größer.

21. Januar 1871.

In Angoulême hat man die Frau eines Notars
in Unterjochung genommen, weil sie nahe an 300
franz. Kriegsgefangenen Mittel und Wege angegeben
hat, um zu desertieren. Aus Frankreich sind viele

Dankschreiben eingelaufen, der Gouverneur hat die
Briefe entseigeln lassen und hat es sich dabei heraus-
gestellt, daß die durchgehenden Franzosen sämtlich
wieder im franz. Heere Dienste thun.

Seitdem mit dem Beginn des neuen Jahres unsere
Verstärkungen auf den verschiedenen Kriegstheatern
größtenteils angelangt waren, hat der Kampf einen
neuen und nach menschlicher Voraussicht nunmehr
entscheidenden Charakter gewonnen. Die zwei Wochen
vom 6. bis 20. Januar gehören zu den ereignis-
vollsten des ganzen Feldzuges. Seit den Schlachten
vor Metz sind niemals so gewaltige Schläge rasch
aneinander gefolgt, niemals so ersichtlich glänzende
Erfolge errungen worden. Der Siegeszug des Prinzen
Friedrich Karl von Vendome bis Le Mans am 6.
bis 12. Januar, welcher mit der Auflösung der
Changy'schen Armee und dem fluchtartigen Rückzuge
ihrer Korps, teils nach Alençon im Norden, teils
nach Vava und Rennes im Westen endigte; ferner die
glänzende Verteidigung der Stellungen südwestlich von
Belfort durch den General von Werder am 15. bis
17. Januar, wo Bourbaki mit vierfacher Uebermacht
unsere Linien vergeblich zu durchbrechen suchte und
endlich in eiltem Rückzuge vor den über Gray und
Dijon heranrückenden Pomern und Westfalen sich
retten mußte; zuletzt der schöne Sieg des Generals
v. Goben gegen die Nordarmee unter Faidherbe bei
St. Quentin am 18., 19. und 20. Januar, den er
gleich Werder noch vor der Ankunft der Hilfskorps
der zweiten Armee gegen einen dreifach stärkeren
Feind erfocht — diese heldenmütigen Thaten legen
vor aller Welt das Zeugnis ab, daß die deutschen
Krieger an zäher Ausdauer, an beharrlicher Kraft
ebenso unübertroffen sind, wie an todesmüthiger Tapferkeit.

22. Januar 1871.

Nichten wir unser Augenmerk auf das französische
Festungsländchen Cambrai, Valenciennes, Aves, Douai
und Lille. In dieses geht der Rückzug von Faidherbes
Nordarmee, der größten franz. Feldarmee und recht
eigentlich zum Erlaß von Paris bestimmt. Wenn es
Faidherbe gelingen sollte, seine flüchtige Armee in
diesen starken Stellungen zu sammeln und auszuheilen
zu lassen, dann könnte sie nach einiger Zeit noch ein-
mal zu Angriffen hervordringen. Es ist aber wenig
Ansicht dazu; denn der Rückzug ist mehr eine Flucht
und mehrere Korps sind in voller Auflösung. Der
Schrecken in den Städten, durch die sie zogen, war
groß, es schien eine Armee in Lumpen. Und Goben

läßt die Feinde nicht zum Sammeln und Segen
kommen, er sucht sie von den Festungen abdrängen,
bei Cambrai hörte man schon den Geschützdonner der
Verfolger. Faidherbe soll in Douai sein. Die Ver-
folger werden noch harte und blutige Arbeit haben,
aber entscheidende.

23. Januar 1871.

Aus dem Tagebuche eines Belagerten.
15. Januar: In den bombardierten Stadtvierteln ist
ein großer Teil der Läden geschlossen, einige Bürger
haben ihre Häuser zu einer Art Kasse gemacht,
während andere ihre Schlafkammer im Keller aufgeschlagen
haben und ihren Hausrat auf das rechte Seineufer
hinübergeschickt. Die Straßen jedoch und zwar selbst
in den am meisten ausgelegten Vierteln, sind voller
Menschen, und alle hochgelegenen Punkte, von welchen
aus man einen Blick auf die preussischen Batterien
werfen kann, sind mit Neugierigen überfüllt. Jeder-
mann ist gegen die Uebergabe, niemand aber weiß,
wie sie zu vermeiden ist. Die Klubs fahren mit
ihrem Geschrei nach der Kommune fort, und in dem
Klub der Rue Arres ging gestern ein Redner noch
einen Schritt weiter, indem er „die Versteigerung der
Anarchie als herrschende Gewalt“ forderte. Trochu
wird fort und fort in den Zeitungen angegriffen und
nur lau verteidigt. Jeder Erwachsene erhält jetzt 1/2
Pfd. Fleisch. In den besseren Restaurants sind die
Fleischportionen unbeschränkt, aber ebenso die Preise.
Zwei Gekosteteletts z. B. kosten 18 Franks und alles
andere im Verhältnis. Das Brot selbst ist elendes
Zug. Das Elend unter den ärmeren Klassen ist
noch täglich im Zunehmen begriffen. Die Mehrzahl
der Männer weiß sich mit ihren anderthalb Franken
täglich durchzuschlagen. Morgens erzeigern sie, und
später treiben sie sich in die Nacht in Cafés und
Kneipen herum, wo sie den Mangel an fester Nahrung
durch Flüssigkeiten zu ersetzen suchen. Mit den Frauen
und Kindern aber ist es etwas anders. Die legeren
sterben wegen Mangels an Nahrung und Wärme,
und die erstern haben nur eben so viel, um Leib und Seele
notdürftig zusammenzuhalten, und um dies Wenige zu
bekommen, müssen sie Stunden lang vor den Thüren
der Metzger und Bäcker warten, bis an sie die Reihe
kommt. Und doch hört man keine Klage. Stillschweigend
bilden die Armeen, und wenn einmal eine sich zu
einer Anspiegelung auf die Kapitulation verfertigt,
wird sie gleich von ihren Nachbarinnen für feig er-
klärt. 16. Januar: Die Sterbefälle der vergangenen

Woche zeigen gegen die Wochen vorher einen Zuwachs
von 312, und zwar werden 3982 Todesfälle ver-
zeichnet und man darf überdies auch nicht vergessen,
daß dies nur die Todesfälle in Privatwohnungen
sind. Die größte Schwierigkeit liegt augenblicklich
in der Beschaffung von Brennmaterial. Ich bin be-
reift, so sagte jemand, die Schmelzen von meinen Schuhen
für mein Vaterland zu essen, aber sie müssen denn
doch gefocht sein. Alle Mäulen liegen an der Mauer
und sind nicht zu erreichen. Es sind nun zwar
Dampfmäulen im Innern der Stadt errichtet worden,
aber sie arbeiten nur langsam, und so groß die Ge-
treibbedürfte auch sein mögen, es ist fast unmöglich,
genügende Mengen für den täglichen Bedarf zu mahlen.

Sörbe. (Soldatenbrief.) Billepinte (vor
Paris), 18. Januar. Heute, am Gedenktag eines un-
seres Königs, der zum deutschen Kaiser proklamiert ist, sehe ich
mich hin, um ein paar Zeilen an Euch zu schreiben. —
Es ist dies ein wichtiger Tag; aber für uns Krieger geht
es dahin wie jeder andere. Diesen Abend gehen wir 48
Stunden nach Le Bourget auf Vorposten. In der
letzten Zeit ist wieder viel um dies Dorf gekämpft. Ihr
werdet es wohl schon in den Zeitungen gelesen und Euch
gewiß schon Sorge um mich gemacht haben. Vier Nächte
nacheinander hat der Feind Angriffe gemacht, der erste
war vom 13. auf den 14. Januar. Am 13., des Abends
um 10 Uhr, wir wollten uns eben hinlegen, vernahmen
wir in der Richtung nach Le Bourget heftiges Gewehr-
feuer und eine heftige Kanonade. Es dauerte auch nicht
lange, so waren wir alarmiert und marschierten um 1/11
Uhr ab. Als wir an le Blanc-Mesnil kamen, verstaumte
allmählich das Gewehrfeuer. Es kam eine Meldung, daß
3 feindliche Angriffe zurückgeschlagen waren. Wir mar-
schierten wieder zurück und kamen um 3 Uhr wieder im
Quartier an. Die Kanonade dauerte aber die ganze Nacht.
Die folgende Nacht ging es wieder so, wurden aber nicht
alarmiert. Den 15. abends mußte unser Bataillon zur
Verstärkung nach Le Bourget als Nachbataillon. Raum
waren wir da und hatten die Gewehre geladen, so ging's
los. Ein heftiges Gewehrfeuer fing an; nun gingen wir
im Laufschritt vor und besetzten die Batterien. Es währte
noch keine 3 Minuten, so donnerte unsere Artillerie in die
Kolonnen des Feindes, welches eine gute Wirkung gab;
denn bei jeder Granate, die einschlug, verstaumte einen
Augenblick das Gewehrfeuer. Unsere Artillerie warf Zucht-
fugeln, und dann folgte Schuß auf Schuß. Mit Hurra
ging's auf den Feind und dieser zurück. Vier Quartieren
uns in ein Haus, durften uns aber nicht legen, sondern
setzten uns hin mit dem Gewehr im Arm. Unsere Artillerie
feuerte uns feste. Ihr könnt Euch keinen andern Begriff
machen, als wenn Ihr beständig im Gewitter wäret, da
geht's Blis auf Blis und Knall auf Knall. — Hiermit
will ich schließen in der Hoffnung, daß Euch mein Schreiben
bei der besten Gesundheit antrifft, wie es mich verläßt.
Eue, Garde-Grenadier.

